

Ernst Cassirer

Nachgelassene Manuskripte und

Texte

Band 12

Schillers philosophische Weltansicht



Meiner

ERNST CASSIRER

NACHGELASSENE MANUSKRIPTE UND TEXTE

Begründet von

Klaus Christian Köhnke,

John Michael Krois und

Oswald Schwemmer

Herausgegeben von

Christian Möckel

Band 12

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

ERNST CASSIRER

SCHILLERS
PHILOSOPHISCHE WELTANSICHT

Herausgegeben von

Joerg Fingerhut

unter Mitarbeit von

Paolo Rubini

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://portal.dnb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-1258-0

Zitiervorschlag: ECN 12

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2015. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. – Satz: Da-TeX Gerd Blumenstein, Leipzig. Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza. Einbandgestaltung: Jens Peter Mardersteig. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSINorm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

www.meiner.de

INHALT

Vorwort des Herausgebers	VII
--------------------------------	-----

SCHILLERS PHILOSOPHISCHE WELTANSICHT (1920–1921)

[Schillers philosophische Weltansicht]	3
Einleitung. Allgemeines. – Schillers Stellung zur Philosophie	3
Erstes Kapitel. Schillers Jugendphilosophie	14
Zweites Kapitel. Die Epoche der “Künstler”.....	28
Drittes Kapitel. Schillers Kantische Studien und die Kallias-Briefe	32
Viertes Kapitel. Die Briefe über aesthetische Erziehung. – Die “Analytik des Schönen” und die Stellung der Kunst im System der geistigen Kultur	44
Fünftes Kapitel. Schillers Geschichtsphilosophie	64

BEILAGEN

Beilagen zur Vorlesung	77
[Element des Gedankens in Schillers Poesie].....	77
[Objektives und Subjektives in der Dichtung].....	79
[Natur und Vernunft in der Philosophie des 18. Jahrhunderts].....	82
[Entwurf]	83
Schillers Freiheitsidee	92

ANHANG

Zur Textgestaltung	105
1. Zeichen, Siglen, Abkürzungen	105
2. Regeln der Textgestaltung	106

Editorische Hinweise	108
1. Ziel und Gestalt der Ausgabe	108
2. Überlieferungsgeschichte und Inhalt dieses Bandes	108
3. Die zur Bearbeitung dieses Bandes herangezogenen Manuskripte	109
4. Zur Entstehung der Textzeugen	113
Anmerkungen des Herausgebers	116
Literaturverzeichnis	151
Personenregister	162

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Ernst Cassirers Auseinandersetzung mit Friedrich Schiller hat in drei veröffentlichten Texten ihren Ausdruck gefunden: im fünften Kapitel von Freiheit und Form (1916) mit dem Titel Freiheitsproblem und Formproblem in der klassischen Ästhetik sowie in den Aufsätzen Methodik des Idealismus in Schillers philosophischen Schriften (1921) und Schiller und Shaftesbury (1935). Der vorliegende, zwölfe Band der Ausgabe Nachgelassene Manuskripte und Texte versammelt Studien und Materialien zu Schiller aus dem Nachlaß Cassirers. Er beinhaltet insbesondere die Vorlesung Schillers philosophische Weltansicht, die Cassirer als öffentliche Abendvorlesung im Wintersemester 1920/21 in Hamburg gehalten hat. Das sorgfältig verfaßte Manuskript zur Vorlesung umfaßt fünf Kapitel und eine ausführliche Einleitung; es bricht allerdings im fünften Kapitel ab und verzeichnet den Gedankengang dann nur noch in Stichworten. Diese werden im Anschluß an die Vorlesung zusammen mit weiteren der Vorlesung zuordenbaren Blättern als Beilagen abgedruckt. Darüber hinaus enthält der vorliegende Band zwei undatierte Beilagen: einen titellosen Entwurf Cassirers und eine unvollendete Studie zu Schillers Freiheitsidee.

Der Herausgeber dankt den Kollegen der Arbeitsgruppe Ernst Cassirer Nachlaß Edition. Für finanzielle und institutionelle Unterstützung ist der Humboldt-Universität zu Berlin, der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie der Yale University/Beinecke Library zu danken. Für Hinweise und Hilfen gilt hier der besondere Dank Cyrus Hamlin (†), der die Arbeiten an den Manuskripten in Yale unterstützt hat. Dank geht an Paolo Rubini und Patrizia Unger für die Hilfen bei der Fertigstellung sowie Marcel Simon-Gadhof für seine Betreuung seitens des Meiner Verlags. Ohne die Ermutigung und fachliche Unterstützungen von John Michael Krois wäre meine Arbeit am Nachlaß Cassirers und damit auch an diesem Band nicht möglich gewesen. Er verstarb im Oktober 2010 und wird schmerzlich vermißt. Sigrid Mayer hat eine erste Transkription des Textes der Vorlesung vorgenommen und dessen wissenschaftliche Relevanz in einem Aufsatz erschlossen. Wir sind uns zwar nie begegnet, sie hat sich allerdings intensiv für die Veröffentlichung der hier vorliegenden Texte eingesetzt, und der fachliche Austausch über Lesarten und die Anordnung der Manuskriptseiten hat die Entstehung dieses Bandes begleitet. Sie verstarb im Juli 2011. Ihr sei dieser Band gewidmet.

Joerg Fingerhut

SCHILLERS PHILOSOPHISCHE WELTANSICHT
(1920–1921)

[SCHILLERS PHILOSOPHISCHE WELTANSICHT]^A

Einleitung^B

Allgemeines.^C Schillers Stellung zur Philosophie^D

a) Wer es unternimmt, die “philosoph[ische] Weltanschauung” eines Künstlers zu behandeln, der scheint schon mit dieser Fragestellung von Anfang an sich auf ein gefährliches und schlüpfriges Gebiet zu begeben. Ist das Problem, das hierin aufgestellt wird, überhaupt möglich, ist es in sich selbst klar und eindeutig bestimmt? Oder bedeutet nicht vielleicht schon die blosse Frage nach der “Philosophie” eines Dichters eine Vergewaltigung an seinem Eigensten und Tiefsten, eine Ausschaltung eben seines spezifischen Künstlertums? Kann ein Künstler als solcher, als Bildner und Gestalter, überhaupt zum Vertreter einer bestimmten Philosophie gemacht werden?^E –

Als im Jahre 1755 die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisfrage stellte, in der eine Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satz “Alles ist gut”,¹ enthalten ist, verlangt wurde: da antworteten Lessing und Mendelssohn gemeinsam mit einer Schrift, die jetzt unter Lessings Werken mit der Aufschrift Pope ein Metaphysiker!² zu finden ist. Hier war nicht sowohl, wie verlangt, das System Popes entwickelt, sondern es war, im echten kantischen Geiste – in jenem Geiste, der Lessing wahrhaft mit Kant verbindet – die methodische^F Vorfrage gestellt: ob ein Dichter, als ein Dichter[„] ein System haben könne?

^A Schillers ... Weltansicht] *Ms. ohne Titel. Im Vorlesungsverzeichnis der Universität Hamburg hat Cassirer zum Wintersemester 1920–1921 eine Vorlesung über Schillers philosophische Weltansicht angekündigt. Siehe die Editorischen Hinweise in diesem Band, S. 114f.*

^B Einleitung.] im Ms. linksbündig und doppelt unterstrichen

^C Allgemeines.] davor: I) Worauf sich die Zählung beziehen sollte, ist nicht ersichtlich.

^D Allgemeines. ... Philosophie.] im Ms. zentriert und unterstrichen

^E werden?] werden.

^F methodische] am linken Rand eingeschoben

[“]Zur Sache also[”] – heisst es bei Lessing¹ – [“]eine Untersuchung des Popischen Systems – Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen gefragt zu haben: wer ist Pope? – Ein Dichter – Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern? Doch ein Dichter braucht nicht alle Zeit ein Dichter zu sein. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph sein könne. Ebenderselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand, herum geschwärmt; eben derselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre, in den philosophischen Mantel einhüllen und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen ... Doch eine andere Frage macht diese Ausflucht zu nichts[.] – Wenn? Wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? Eben als er seine Stärke in der Dichtkunst am meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein System aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Untersuchung wert erkennet? So sind also bei ihm der Poet und der strenge Philosoph ... nicht zwei mit einander abwechselnde Gestalten, sondern er ist beides zugleich; er ist das eine, indem er das andere ist.”³

In dieser Fragestellung verrät sich die echte Lessing'sche Geistesart. Wie Kant ist Lessing von dem Gedanken beherrscht, es sei nicht Vermehrung[,] sondern Verunstaltung der Wissenschaften und der geistigen Kulturgebiete[,] von Kulturfunktionen überhaupt, wenn man “ihre Grenzen ineinander laufen lässt.”⁴ Und so scheidet er hier, wie im Laokoon die Grenzen der Poesie und Malerei,⁵ die Grenzen zwischen Dichtkunst und Metaphysik. Aber freilich: so einleuchtend, so scharf und klar diese Scheidung ihrem abstrakten begrifflichen Gehalt nach ist: lässt sie sich gegenüber den konkreten Phänomena des geistigen Lebens wirklich in all ihrer “diskursiven” analytischen Strenge festhalten? Oder zerbricht nicht hier die Flut des geistigen Lebens immer wieder alle vom begrifflichen Denken aufgerichteten und sorgfältig verwahrten Grenzwälle? Erweist sich nicht eben darin die produktive Tat, die schöpferische Originalität des Genies, daß es über alle die zuvor kritisch bestimmten und kritisch errechneten “Möglichkeiten” hinausdrängt – daß es all diese Grenzwälle zerbricht und neue Synthesen, neue Vereinigungen des

¹ [Vgl. Lessing, Sämtliche Schriften, Bd.] VI, [S.] 413[.]

Entgegengesetzten schafft?^A Gerade das geistige Phänomen, das wir in dem Namen Schiller zusammenfassen, scheint dies – der kritischen Frage gegenüber, die Lessing in der Schrift [»]Pope ein Metaphysiker? [«] gestellt hat – unmittelbar zu bestätigen. Denn mehr als von irgend einem anderen Dichter der Weltliteratur scheint es von Schiller zu gelten: daß zwischen dem, was ihn zum Künstler[.] und dem, was ihn zum Philosophen macht, keine Grenzscheide besteht. Wir dringen in die eigentlichen tiefsten Motive des Schillerschen Künstlertums nicht vor, wenn wir den Dichter nicht zugleich als Philosophen fassen und begreifen – und wir begreifen andererseits den Denker niemals vollkommen, wenn wir nicht auf das Grundgesetz seines dichterischen Schaffens zurückgehen. Hier findet sich keine blosse zeitliche Abwechslung, sondern ein dauernd-gültiges, innerlich-notwendiges Abhängigkeitsverhältnis der beiden Grundmomente, wie es in dieser Form niemals wieder zu Tage getreten ist. Und wir denken hierbei nicht an die im engeren Sinne „philosophischen“ Dichtungen Schillers – an Gedichte wie »Das Ideal und das Leben«, die unmittelbar als poetische Umschreibungen bestimmter allgemeiner philosophischer Gedanken erscheinen können. In diesen dichterischen Produkten, die noch an die aesthetisch-philosophische Zwittergattung des Lehrgedichts streifen, ist das eigentliche Grundverhältnis, das zwischen Dichtung und Philosophie bei Schiller besteht, noch gar nicht rein ausgedrückt. Vielmehr tritt dies Verhältnis nicht in solchen einzelnen Berührungen, sondern erst in der Beziehung hervor, die zwischen dem Ganzen der Schiller'schen Philosophie, der Schiller'schen Welt- und Lebensansicht[.] und dem Ganzen seiner Dichtung besteht. Hier zeigt sich, daß die Dichtung keineswegs blosser Abdruck oder blosses Gefäß dieser Welt- und Lebensansicht ist, sondern daß sie aus ihr ihren eigentlichen Gehalt schöpft und ihre stärksten Impulse und Antriebe erhält – wie andererseits diese Lebensansicht nicht für sich besteht und in theoretischer Isolierung entsteht, sondern aus Schillers Erfahrung seines Künstlertums heraus geboren wird und an dieser Erfahrung immer von neuem ihre Bewährung und ihren Halt findet. –^B

^A Vereinigungen ... schafft?] am linken Rand mit Bleistift: Ein Phaenomen wie Dante und die divina commedia umfasst das ganze mittelalterliche Lehr- und Lebenssystem abgesetzt: Platon als Künstler ...

^B ihren Halt findet. –] am linken Rand mit Bleistift: Oberflächlichkeit der Ansicht eines solchen blossem Nebeneinander – den philos[ophischen] Gehalt der Schillerschen Dichtung etwa in den eingestreuten Sentenzen zu finden – Diese Sentenzen – wir leugnen es nicht – bilden für den rein künstlerischen Gehalt eine Gefahr – Aber das ist nur die eine Seite des Verhalts

b)^A Wir müssen diese unsere Auffassung von dem eigentümlichen “In einander” dieser beiden Momente bei Schiller freilich zunächst genauer umgrenzen und rechtfertigen. Denn wir stehen hier im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Anschauung von Schillers dichterischem und geistigem Entwicklungsgang.^B Die gewöhnliche Ansicht dieses Entwicklungsgangs bleibt, im großen Ganzen, bei der blossen “Abwechslung” der beiden Grundmotive stehen. Der jugendliche Schiller, der Schiller der [>]Räuber[«], der [>]Luise Millerin[«], des [>]Don Carlos[«],₁₀ erscheint hier rein als Dichter. Sofern auch er allgemeine Ideen verkündet, so sind es doch keine spekulativen, keine abstrakt-philosophischen Ideen, sondern unmittelbar praktische[.] ethische Grundforderungen. Erst allmählich wird Sch[iller] dann – zum Teil durch äussere Umstände und Rücksichten, die ihn zur Geschichte und zur theoretischen Schriftstellerei hindrängen – in die Bahn der philosophischen Spekulation gedrängt. Und diese neue Richtung scheint zugleich mit dem Verlust seines eigentlichen Künstlertums gleichbedeutend. Erst indem Sch[iller] sich ihr, fast in einem gewaltsaugen heroischen Entschluss, wieder entwindet, indem er der Spekulation, zugleich mit der Aufgabe seines akademischen Lehramts, ein für alle Mal entsagt, scheint er wieder den Rückweg, scheint er den Durchbruch in das freie offene Feld der Dichtung wiederzugewinnen. Das ist – in den großen, allgemeinen Umrissen – z. B. das Bild von Schillers Entwicklung, das sich in der Darstellung Kuno Fischers – in seiner Schrift “Schiller als Philosoph” (2te Aufl[age] Heidelb[erg] 1891) ergiebt. “Zwei Gedichte[”] – so heißt es hier (Vorw[ort,] S. 7) – [“]begrenzen den Zeitraum, der im engeren Sinn die philosophische Periode Schillers genannt wird: vor dem Eingange stehen ‘die Künstler’, vor dem Ausgange ‘Ideal und Leben’. Mit dem ersten Gedicht hat sich Sch[iller] in seine akademische und kantische Periode gleichsam hineinphilosophiert, mit dem zweiten aus ihr wieder herausgedichtet.” Das wäre nun freilich ein seltsam äusserliches Verhältnis! Schillers Gedankenlyrik wäre das eine Mal für ihn das Mittel, sich in einen bestimmten theoretischen Beruf, der ihm von aussen vorgeschrrieben wird, “hineinzuphilosophieren”, das andere Mal das Mittel, sich aus ihm wieder “herauszudichten”! Näher betrachtet^C könnte freilich^D ein solches Verfahren weder auf den Namen der Philosophie, noch auf den der Dichtung Anspruch machen, weil es die innere Notwendigkeit geistiger Gestaltung, die ebensowohl für die wahrhaft philosophische, wie für die wahrhaft künstlerische Produktion

^A b)] b.)

^B Entwicklungsgang] Entwicklung mit Bleistift unterstrichen

^C betrachtet] danach gestrichen: hätte

^D freilich] am linken Rand

zu fordern ist, vermissen liesse. Und auch dort, wo man sich bemüht, das Verhältnis innerlicher zu fassen – wo man bestrebt ist, Schillers Philosophie wie seine Dichtung als den zweifachen notwendigen Ausdruck seiner einheitlichen und ursprünglichen *Wesensart* zu verstehen: – pflegt man die *Erscheinungen* dieser Wesensart doch in dieser Weise neben einander stehen zu lassen. Man nimmt eine besondere[,] relativ scharf abgegrenzte “philosophische Epoche” in Schillers geistiger Entwicklung an. Je nach dem Standpunkt, den man selbst einnimmt, mag man sodann diese Epoche preisen oder beklagen, mag man in ihr einen der Gipfel sehen, zu dem Schiller’s geistige und künstlerische Entwicklung hinaufführt – oder in ihr – bei aller Anerkennung ihrer inhaltlichen, objektiv-bedeutsamen Resultate – doch nur einen Abfall von der ursprünglichen Richtung des Künstlers Schiller erblicken. Es bleibt in dieser Auffassung immer bei dem blossen *Dualismus* von Philosophie und Dichtung. Das individuelle Subjekt mag sich zwischen beiden hin- und herbewegen, mag seinen Standort bald in dem einen, bald im andern nehmen: aber die objektiven Gebiete selbst bleiben streng geschieden: wo das eine beginnt, hört das andere auf. –

c) Es darf nicht verschwiegen werden, daß sich die Keime zu dieser Grundauffassung des Verhältnisses bei keinem andern^A als bei Schiller selbst finden. Schiller hat, in bewußter geistiger Selbstprüfung und Reflexion, sein Leben lang danach gerungen, sein tiefstes geistiges Wesen einheitlich zu erfassen und auszusprechen. Dieses Bemühen machte eines der wesentlichen Grundmomente in seinem gesamten geistigen Bestreben, in der Form seines »Idealismus« selbst aus. Er hat – in den Briefen über die aesthetische^B Erziehung – Fichte den Satz entnommen, daß jeder individuelle Mensch der Anlage und Bestimmung nach “einen reinen idealischen in sich trägt, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die grosse Aufgabe seines Daseins ist.”¹¹ Aber indem nun Schiller sich immer von neuem und mit leidenschaftlichem Eifer in diese Frage nach der Einheit seiner eigenen »idealischen« Bestimmung versenkte – sah er sich damit zugleich immer wieder vor den Zwiespalt seiner spekulativen und seiner künstlerischen Natur geführt. Welches war hier das eigentliche Grundmoment, welches das abgeleitete, das untergeordnete Moment? Schiller selbst hat sich diese Frage in verschiedenen Epochen seines Lebens und gemäß wechselnder individueller Stimmungen verschieden beantwortet. In seiner Jugend fühlte er sich rein und ausschließlich als Dichter – und er war sich bewusst, auch alle rein abstrakten philosophischen Ideen nicht anders

^A andern] andern,

^B die aesthetische] verschmiert; möglicherweise gestrichen

als durch die Vermittlung und durch das Organ seines Kästneriums zu erfassen und in sich verarbeiten und gestalten zu können. „Daß sich mein Julius gleich mit dem Universum eingelassen hat[“] – so schreibt Schiller mit Rücksicht auf die „Theosophie des Julius“¹² am 15[.] April 1788 an Körner – [“]ist bei mir wohl individuell; nämlich weil ich selbst fast keine andere Philosophie gelesen habe und zufällig mit keiner anderen bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften (den wenigen, die ich las) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln lässt.“¹³ Und er ist auch später zu dieser Grundansicht von seinem eigentlich dichterischen Beruf wieder und wieder zurückgekehrt. „Wenige Jahre[“] – so schreibt er in der Jenaer Professorenzeit – [“]und ich werde in vollem Genuss meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal, ich könnte mich[.] auch wenn ich noch so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.“¹⁴ Aber in Tagen sinkenden Mutes, in denen die Sicherheit und Ursprünglichkeit seiner dichterischen Kraft ihn zu verlassen schien, hat er dann doch wieder bitter über die spekulative Seite seines Wesens und über die Schranken und Hemmungen, die sie ihm auferlegte, geklagt. An den Goetheschen Mignonliedern¹⁵ erfasst ihn das Gefühl, daß er, gegen Goethe gehalten, doch eben „ein poetischer Lump“ sei und bleibe,¹⁶ „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken[“] – so schreibt er nach Lektüre des [»]Wilhelm Meister[«] im Januar 1795 an Goethe – [“]wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Produkte dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge und so rigid und so abstrakt und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis, und Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugnis geben[.] in meinen Spekulationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt, ... aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raionnement – und kann mich nicht enthalten[.] in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heiteren Stunde bloß für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muss. Soviel indess ist gewiss, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Karikatur gegen ihn.“¹⁷ Wenn sich in Goethes Gabe des „gegenständlichen Denkens“¹⁸, die gleich sehr seiner Dichtung

¹ (Cf. [Eugen] Kühnemann, Schiller[., 1911,] S. 325 f.)

² ([Cf.] ibid.[.,] S. 395[.])

und seiner Naturbetrachtung zu Grunde liegt und die den Künstler^A Goethe immer wieder mit dem For[s]cher, wie diesen mit jenem vereint:^B so fühlte Schiller in sich selbst jetzt immer peinlicher und schmerzlicher das antithetische Element seiner geistigen Struktur. „Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich, als eine Zwit[terart]¹⁹, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in früheren Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los“²⁰ So strebt Schiller, je stärker ihm die Entzweiung in seinem dichterischen und philosophischen Wesen zum Bewusstsein kommt, um so lebhafter wieder nach jener Synthesis zurück, die, wie er fühlt und ausspricht, das Werk des Genies erst wahrhaft als solches bezeichnet. Er glaubt dieses Ziel in der Dichtung zu erringen, indem ihm hier seine reinen Gedanken selbst immer bestimmter und immer vollkommener zu vollendeten Gestalten werden, indem^C die Bewegung des Denkens und die reine Dynamik des Gefühls und der bildenden Phantasie in einem einheitlichen Ausdruck zusammenschmelzen. „Es ist gewiss[“] – so schreibt er jetzt an Humboldt über das „Reich der Schatten“ – [“]daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäft der Einbildungskraft unendlich vorteilhaft ist. Hätte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht nimmermehr zu der Klarheit und Leichtigkeit in einer so diffizilen Materie gelangt sein, die es wirklich hat.“²¹ Wem es gegeben ist, diesen lebendigen Zusammenhang, den Sch[iller] hier für sein Gedicht in Anspruch nimmt, auch wahrhaft in ihm zu erfassen und nachzufühlen – wer das Gedicht nicht – wie es freilich so oft geschehen ist und noch immer geschieht – um es zu erklären, zuvor in einen Zusammenhang abstrakter Begriffe auflöst, sondern es nach seinem echten und tiefen, nach seinem unvergänglichen

¹ [Vgl. Schiller,] an Goethe[.] 31.8.1794[.]

^A den Künstler] danach gestrichen: und den For[s]cher]

^B Wenn sich in Goethes Gabe ... mit jenem vereint:] Der Bedingungssatz bleibt im Ms. anakoluthisch.

^C indem] statt gestrichen: in denen die

lyrischen Gehalt und seiner reinen lyrischen Form nimmt: – der sieht sich damit, vom Standpunkt der reinen Spekulation und der theoretischen Aesthetik, wieder vor die gleiche Frage gestellt, von der wir ausgegangen waren. Worauf beruht es und wie war es möglich, daß hier, in einer schlechthin einzigartigen Weise, die Kraft und Reinheit des Gedankens mit der Kraft und Reinheit der lyrischen Empfindung in eins verschmolz?^A Hier befriedigt uns die Einsicht nicht, daß und wie Sch[iller] zugleich^B dichterisch und spekulativ gerichtet war: denn aus einem solchen Zugleich, aus einem bloßen Konglomerat verschiedenartiger Tendenzen ergibt sich nie und nimmer die Einheit der Gestalt, die Einheit des Kunstwerks. Es muss hier schon von Anfang an eine tiefere^C Bezuglichkeit, ein innerer Zusammenhang zwischen den gestaltenden Kräften selbst obwalten, wenn die Einheit des Gebildes für uns wahrhaft verständlich werden soll. Und diesen Zusammenhang wollen die folgenden Betrachtungen über Schillers „philosophische Weltanschauung“²² vor Ihnen, m[eine] H[erren] u[nd] D[amen], darzustellen versuchen. Es soll darunter nicht eine Summe von theoretischen Sätzen verstanden werden, die sich aus Sch[iller]’s philosophischen Schriften herausziehen lassen^D – oder eine Summe allgemeiner Ideen, die sich aus Schillers Dichtungen, insbesondere aus seinen Dramen, abstrahieren lassen. Sondern wir suchen die geistigen Grundmotive, die ursprünglichen Anschauungen von Welt und Leben, vom Sein der Natur und vom Sinn der Menschheitsentwicklung bei Sch[iller] darzustellen, aus denen ihm, wie aus einer gemeinsamen Wurzel, seine Dichtung und seine Philosophie erwachsen ist.^E

d)^F Denn Sch[iller] verkörpert in sich den Typus des „sentimentalischen Dichters“ – nach jenem glücklichen und fruchtbaren Begriff, den er selbst in die Poetik eingeführt hat.²³ Seine Dichtung ist niemals reine objektive Spiegelung der »Welt«, rein gegenständliche Darstellung menschlicher

^A verschmolz?] verschmolz.

^B zugleich] danach gestrichen: Dichter und

^C tiefere] danach gestrichen: innere

^D lassen] über der Zeile eingefügt

^E seine Philosophie erwachsen ist.] am linken Rand mit Verweiszeichen: Element des Gedankens in Schillers Poesie vgl. das Urteil Humboldts[,] beilieg[endes] Blatt a) Der Vermerk bezieht sich auf die dem Vorlesungsmanuskript beiliegende Notiz: a) Zu Schiller S. 8 (verso). Diese Notiz ist im vorliegenden Band als Beilage unter dem Titel Element des Gedankens in Schillers Poesie abgedruckt; vgl. S. 77f.

^F d)] Vermutlich an diesen Absatz knüpft die dem Vorlesungsmanuskript beiliegende Notiz an: Schiller 2te Vorlesung. Anschliessend an S. 8. Diese Notiz ist im vorliegenden Band als Beilage unter dem Titel Objektives und Subjektives in der Dichtung abgedruckt; vgl. S. 79-81.

Charaktere und Handlungen – sondern er ergreift und sieht die Welt von Anfang an sub specie der Idee[,] d.h. vom Standpunkt der inneren persönlichen Forderung, die er an sie heranbringt. Das »Bild« der Welt, das seine künstlerische Phantasie entwirft[,] und der Charakter dieser Forderung: dies beides sondert sich für ihn nicht, sondern er besitzt das eine nur im andern. Goethe hat von dem echten Künstler gesagt, daß er die Gesamtheit der Welt und der Welterfahrung von Anfang an durch eine eigentümliche „Antizipation“ in sich trage. „Hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben[,] und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farbe im eigenen Auge, so würden wir auch ausser uns dergleichen nicht wahrnehmen.“¹ So urteilt selbst der »naive« Dichter, der kein anderes Bestreben^A als das der reinen objektiven Anschauung der Welt hat, der nichts mehr will, als „das Auge Licht sein zu lassen“,²⁴ vom Verhältnis des Künstlers zur Wirklichkeit. Aber die Eigenart und die Richtung der Antizipation ist nun freilich eine ganz andere bei dem »naiven« Künstler, als sie es bei dem »sentimentalischen« ist. Die Welt des jungen Goethe, oder die Welt Shakespeares, stellt tatsächlich in jedem begrenzten Ausschnitt des Wirklichen, den sie giebt, zugleich ein bestimmtes objektives Gesamtbild des Kosmos vor uns hin – wie es in dieser Ganzheit, in dieser Reinheit u[nd] Integrität, niemals zuvor bestanden hat. Das ist die Goethesche Richtung[,] sich am Ganzen zu erquicken, indem er das Ganze im Kleinsten erblickt. Für Schiller aber ist es immer nur das Ganze seiner Persönlichkeit, das vollendete Ganze seiner eigenen Subjektivität, in welcher er die Welt erblickt. Diese Subjektivität »wird« nicht erst, sondern sie ist als eine ursprüngliche, nicht weiter »erklärbare« Grundeinheit da und sie entfaltet sich nur im Zusammentreffen mit der Welt und in dem fortdauernden Kampf, den sie gegen diese zu bestehen hat. Dieser Kampf, diese ständige Auseinandersetzung zwischen Ich und Welt, ist das immer wiederkehrende dichterische Grundthema Schillers. Aus der Tiefe dieses Ringens, aus der Glut und Kraft dieser stets erneuten ethischen Auseinandersetzung stammt zuletzt alle Kraft und Wahrheit der dramatischen Gestaltung. Betrachtet man die Jugenddramen Schillers nur unter dem Gesichtspunkt, wie in ihnen Menschen und Dinge gesehen und gestaltet sind, so scheinen sich zunächst überall die seltsamsten Verzerrungen zu zeigen – so erscheint

¹ [Vgl. Goethe,] Zu Eckermann[.] 26.2.1824[. In: Gespräche. Gesamtausgabe, Bd. 3, S. 81.]

^A Bestreben] Bestreben,

das Bild, das uns hier zurückgeworfen wird, wie das Bild in einem Hohlspiegel. Von den 'Räubern' hat Schiller später selbst gesagt, ihr hauptsächlichster Fehler sei gewesen, daß er sich angemaßt habe, Menschen zu schildern, zwei Jahre bevor er einem Menschen begegnet wäre.²⁵ Und auch im [>]Fiesco[«],²⁶ in [>]Kabale und Liebe[«] und noch im [>]Carlos[«] ist es leicht, wenn man die rein objektive Wahrheit und "Wahrscheinlichkeit" zum Maßstab nimmt, die Mängel der Gestaltung, die falschen Proportionen und die Verzeichnungen in den Charakteren und Situationen aufzuweisen. Und doch dringt auch hier durch alle Rhetorik, durch alle Überstiegenheit des rednerischen Pathos immer wieder das eine unveränderbare, das immer sich selbst gleiche und das stets wahrhafte Ethos Schillers hindurch. Dieses Ethos wirkt als das eigentlich gestaltende dramatische Prinzip. Es stellt sich in den [>]Räubern[«] in dem jugendlichen Kampf gegen das »Gesetz«, gegen die sozialen Institutionen und Konventionen dar, die alle^A Entfaltung und Schwungkraft des Ich hemmen. "Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. [...] Das Gesetz hat noch keinen grossen Mann gebildet, aber die Freiheit bildet Kolosse und Extremitäten aus."²⁷ Die Kolosse und Extremitäten, – die^B unbedingten Forderungen, die sich aus dem Freiheitsgefühl des Ich und der Absolutheit der Freiheitsidee ergeben[,] und die tragischen Widersprüche, in die sich jeder Versuch verwickelt, diesen Forderungen in der bedingten empirischen Menschenwelt Geltung zu verschaffen: – das ist der Mittelpunkt der Dramatik des jungen Schiller. »Durch alle Werke Schillers[«] – hat wiederum Goethe zu Eckermann gesagt – [>]geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle.«²⁸ Die Empfindung, die sich in Karl Moers Kriegserklärung gegen die "Menschheit" noch in ganz abstrakter Allgemeinheit und Jugendlichkeit darstellt, nimmt allmählich bestimmtere und konkretere Gestalt an: sie sucht sich im [>]Fiesco[«] mit politisch-historischem Gehalt zu erfüllen, sie wächst in »Kabale und Liebe« zur dramatischen Kritik der Gesellschaft und der ständisch-sozialen Konventionen heran – und sie ist es auch, die den Aufbau u[nd] die gesamte Gestaltung des [>]Don Carlos[«] beherrscht. (Der [>]Carlos[«] ist in seinen ersten Anfängen, in denen er sich noch eng der Novelle St. Reals anschliesst,¹ noch

¹ [Vgl. Jakob] Minor, Schiller, 1890, Bd.] II [Angabe berichtigt; im Ms. I], [S.] 538 ff.

^A alle] danach gestrichen: freie

^B die] danach gestrichen: Forderungen

ganz als Intriguenstück und als ein “Familiengemälde in einem fürstlichen Hause”, – wie Sch[iller] an Dalberg schreibt¹ – konzipiert. Aber aus diesem dürftigen stofflichen Keim entfaltet sich nun erst ein ganz neuer dichterischer und ideeller Gehalt, indem in der Gestalt Posas das politische und weltbürgerliche Motiv heraustritt. Immer mächtiger und kraftvoller setzt dieses Motiv ein – immer mehr drängt es über den anfänglichen stofflichen Rahmen hinaus und droht ihn zuletzt ganz zu zersprengen. Aber bei allen Schwierigkeiten und Unebenheiten der Komposition und der dramatischen Technik, die sich hieraus ergeben, hat doch das Werk erst damit sein wahrhaft^A persönliches Gepräge und damit auch erst seine charakteristische Eigenart^B erhalten. Die Gestalt Posas wird jetzt der eigentliche Quellpunkt des Werkes – das Zentrum, von dem aus alles andere erst sein eigentliches dramatisches Leben empfängt. Denn jetzt^C Hier^D stehen wir einem^E Grund- und Urmotiv gegenüber, auf welchem die Organisation der Schillerschen Dichtung und die Organisation des Schillerschen Geistes zuletzt beruht. Schillers »philosophische Weltansicht« darstellen: das heißtt nichts anderes, als aufzeigen, wie dieses von Anfang an vorhandene Grundmotiv sich fortschreitend entfaltet und wie es immer mehr vom bloss Stofflichen zur Form wird, wie es sich, mit Goethe zu reden,^F aus der eingeschränkten “physischen” Bedeutung in die allgemeine und “ideelle” Bedeutung wandelt. Diesen Prozess innerhalb des Ganzen von Schillers Dichtung zu verfolgen ist Aufgabe der litteraturgeschichtlichen Bewertung und Forschung: – wir suchen hier lediglich zu zeigen, wie er sich nicht minder bestimmt und deutlich in der Entwicklung seines Denkens, im Werden und Wachsen seiner philosophischen Grundanschauung darstellt.

¹ [Vgl. Schiller, An Heribert von Dahlberg.] 7[.] Juni [17]84[. In:] Briefe [= Jonas, Bd.] I, [S.] 192.

^A wahrhaft] über der Zeile statt gestrichen: eigentlich

^B seine charakteristische Eigenart] geändert aus: seinem charakteristischen dramatischen Eigenleben

^C ‹Der Carlos ist in seinen ersten ... empfängt. Denn jetzt›] Die ganze Passage in eckigen Klammern ist im Ms. durchgestrichen. Sie wurde statt dessen in das fünfte Kapitel der Schiller-Vorlesung aufgenommen; vgl. unten, S. 64f.

^D Hier] über der Zeile mit Einfügungszeichen

^E einem] statt gestrichen: wieder dem einheitlichen

^F , mit Goethe zu reden,] mit Bleistift in Klammern umschlossen und mit langer Linie dieser Stelle zugewiesen